

Sabina Leßmann

*Cordula Bischoff, Strategien barocker Bildpropaganda. Aneignung und Verfremdung der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Jonas Verlag, Marburg 1990*

Als »empirische Ikonologie« bezeichnet Cordula Bischoff ihre Vorgehensweise, die Darstellungen der hl. Elisabeth von Thüringen zu untersuchen und diese in einen sozialhistorischen Kontext wieder einzugliedern.

Dabei begrenzt die Autorin ihre Untersuchung der etwa 200 Elisabeth-Darstellungen auf Malerei und Plastik sowie, in geographischer Hinsicht, auf die Präsentationsorte in der ehemaligen Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und Belgien.

»Empirische Ikonologie« meint, Gemeinsamkeiten und also Werkgruppen sichtbar zu machen, die aber weder stilistischen noch geographischen Kriterien unterliegen, sondern vielmehr inhaltliche Übereinstimmungen berücksichtigen. Solche inhaltlichen Kriterien können, so die Autorin, »je nach Untersuchungsgegenstand – vielfältiger Art sein: so ist beispielsweise eine Sortierung nach verschiedenen Auftraggeber/innen/n, nach männlichen und weiblichen Künstlern, nach Hofkünstlern und Handwerkern, nach Reichs-, Handels-, Residenzstädten oder nach Dom-, Pfarr- und Klosterkirchen vorstellbar.«

Die Sortierung, für die sich Cordula Bischoff bezüglich der Elisabeth-Darstellungen entscheidet, ist die nach Auftraggebern und Auftraggeberinnen. Ausgehend von dieser Unterteilung, ergeben sich Einsichten in Fragen nach der Häufigkeit der Elisabeth-Darstellungen, nach den Aufstellungsorten und den spezifischen Darstellungsformen. Somit werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Wiedergabe

der Heiligen erkennbar und vor allem – im Zusammenhang mit der politischen, religiösen und sozialen Bedeutung der Auftraggeber/innen – interpretierbar.

Die hl. Elisabeth ist auf vielfältige Weise wiedergegeben worden, so daß sich jeweils Typen finden lassen, welche bestimmte Absichten und propagandistische Aussagen transportieren. Als in Thüringen ansässige Adelige, die sich den Franziskanern verbunden fühlte, stiftete sie diesen im Jahr 1228 ein Spital und eine Spitalskapelle und legte sich feierlich, als Zeichen der Affinität zum Orden sowie der Bescheidenheit und Demut, ein »graues Gewand« an. Elisabeth von Thüringen beinhaltet bereits als historische Figur ein Spektrum an vielfachen Merkmalen und Eigenschaften, die – je nach Anliegen der Gläubigen – jeweils hervorgehoben und als Typus verwandt werden können: Adel, Verbundenheit mit der Gemeinschaft der Franziskaner/innen, Bescheidenheit, Mildtätigkeit, Krankenpflege, Namens- und Schutzpatronin, Ahnfrau verschiedener Adelsfamilien sowie strenggläubige Katholikin.

Ausgehend von den unterschiedlichen Auftraggebern/innen und aufgrund des Zusammenwirkens von Aufstellungsort und ikonographischer Heiligentestschreibung, ergeben sich eindeutige Hinweise auf Aussage und Zweck der jeweiligen Bildwerke; gleichzeitig damit wird das Selbstverständnis und die politische Rolle der Auftraggeber/innen erkennbar.

So liegt zum Beispiel das Interesse des Deutschen Ordens bei der Darstellung der hl. Elisabeth als regional bedeutsame und für den Orden benutzbare Heilige vorrangig in der Betonung der adeligen Frau, welche sich – sekundär – wohl­tätig betätigt. Die Darstellungen zeigen eine reich gekleidete Elisabeth, von Armen umgeben, Brot oder Geld an diese verteilend. Vor dem Hintergrund der Richtlinien des Deutschen Ordens im 18. Jahrhundert, da lediglich Adelige mit einem Nachweis vielfacher adeliger Vorfahren in die Gemeinschaft aufgenommen werden, wird die a-historische Darstellungsform der Heiligen verständlich. Dem Deutschen Orden geht es vorrangig um Versinnbildlichungen von Ehre und nobler Abstammung. Die Darstellung der mildtätigen Verteilung von Brot oder Geld durch Elisabeth schafft ein positives »Image«, welches sich jedoch eher als »Alibi« erweist: erst eine Gegenüberstellung von sozialer Realität, was die damalige Armen- und Krankenpflege angeht, tatsächlicher finanzieller Ausgaben des Ordens sowie der durch Kunstobjekte verbreiteter offizieller Selbstdarstellungen, ermöglicht ein Verhältnis dieser Heiligendarstellungen.

Daß die Figur der hl. Elisabeth für den franziskanischen Orden von Bedeutung gewesen war, beruht auf dem historischen Hintergrund der Verbundenheit Elisabeths mit dieser neu in Thüringen ansässigen Ordensgemeinschaft. So wird sie verständlicherweise zu einer der bedeutsamsten Heiligen dieses Ordens. Entsprechend »franziskanisch« wird sie bildlich dargestellt: oftmals mit Andeutung eines franziskanischen Gewandes sowie mit deutlicher Hervorhebung der karikativen Tätigkeit. Vor allem in dem sogenannten Dritten Orden, dem hauptsächlich Frauen angehören und dem auch der Orden der Elisabethanerinnen zuzuordnen ist, nimmt die hl. Elisabeth eine zentrale Stellung innerhalb der Ausschmückung kirchlicher Räume ein.

Die Tatsache, daß sich die historische Legende der Figur der Elisabeth mit den Regeln und Aufgaben der Franziskaner/innen deckt und daß vor allem die Terzianerinnen durch ihre Kranken-, Waisen- und Kinderpflege in der hl. Elisabeth eine tatsächliche Vorgängerin erkennen können, macht deutlich, daß es sich hierbei neben

einem propagandistisch nach außen gerichteten Bildprogramm auch um eine tatsächliche Identifikationsfigur handelt. Dementsprechend nimmt die dargestellte Elisabeth in den weiblichen Ordensgemeinschaften eine wichtigere Position ein als bei den männlichen. Sie kann Ordenspatronin *und* Identifikationsfigur sein, somit »wurde deren [der Franziskanerinnen] Arbeit ideologisch erhöht, das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt und der Glaube an die eigene Arbeit bestärkt.« Dies geht so weit, daß sich Stifterinnen von Elisabethdarstellungen als eben diese Heilige abbilden lassen, also die eigene Identifikation – und Aufwertung – in solchen Rollenporträts bildhaft aufzeigen und den Ordensfrauen somit ebenfalls diese Identifikationsmöglichkeit anbieten.

Eine ähnliche Rolle spielte die hl. Elisabeth für die Gemeinschaft der Beginen. Vor dem Hintergrund der Position der Beginen im 17. und 18. Jahrhundert, was Anerkennung durch die katholische Kirche betrifft, werden die Präsentationsarten und die Präsentationsformen verständlich. Elisabeth ist hier als Begine gekleidet und demonstriert auch hier Bescheidenheit und Mildtätigkeit, welche die primären Pflichten der Beginen darstellen. Zusätzlich aber wird – durch das Attribut des Buches, das sie in der Hand hält – der rechte Glaube betont, dies als Legitimation der eigenen Glaubensgemeinschaft. In Anbetracht dieser Demonstration des »wahren Glaubens« nach außen wird auch die spezifische Lokalisierung der Heiligendarstellungen verständlich: quasi als Spiegelbild der Rechtgläubigkeit der Beginen-Mitglieder finden sich Statuen der hl. Elisabeth als Altaraufsätze in Kirchen sowie oberhalb der Portale an den Eingängen zu den Konventsgebäuden. Diese öffentliche Präsentation der Heiligen als Beweis und Verweis für bzw. auf die Religiosität innerhalb der Beginengemeinschaft war notwendig, weil diese Lebensform von Frauen nicht hinreichend legitimiert schien. Die Qualität dieser Arbeit über die hl. Elisabeth resultiert auch in diesem Zusammenhang auf einer kritischen Gegenüberstellung von Bildtypen und Präsentationsformen mit religionspolitischen, psychologischen und wirtschaftlichen Hintergründen. Die hierbei gewonnenen Einsichten lassen erkennen, wie fruchtbar es wäre, den von Cordula Bischoff postulierten methodischen Weg weiter zu begehen und die von ihr vorgeschlagenen – oben erwähnten – weiteren inhaltlichen Kriterien, wie zum Beispiel die Unterscheidung nach Künstlern und Künstlerinnen oder nach Dom-, Pfarr- und Klosterkirchen, konsequent zu verfolgen.

Diese Publikation, bei der das Verhältnis von Ikonographie und Rezeption, Zweck und Propaganda der Elisabeth-Darstellung im Mittelpunkt steht, macht aber auch deutlich, wie wenig bislang gerade die historischen Hintergründe für die Zeit um 1700 erforscht sind.

Beim Lesen dieser Arbeit machte ich eine Beobachtung, die vielleicht wert wäre, einmal anhand »empirischer Ikonologie« beleuchtet zu werden: die Ehelosigkeit bzw. das Witwentum von Stifterinnen. Der Bau des Hospitals und der Stiftskirche durch Elisabeth von Thüringen erfolgt »nach dem Tode ihres Mannes«. Elisabeth Auguste von Pfalz-Bayern ist »nicht gewillt, sich mit ihrer schlechten Ehe, ihrer Kinderlosigkeit und dem geschwundenen politischen Einfluß ... abzufinden« und so »wandte sie sich neuen Lebenszielen zu«, nämlich der Gründung des Elisabethen-Ordens. Die Heiratspläne für Elisabeth Ernestine Antoine von Sachsen-Meiningen scheitern, worauf ihr ein protestantisches Kanonissenstift übertragen wird, das sie als Äbtissin bis zu ihrem Tod leitet. »Nach dem Tode Erzherzogs Albrechts VII. von

Österreich 1621 wandte sich seine Witwe Isabella Clara Eugenia verstärkt der Religion« und damit auch ihrer Stifterinnentätigkeit zu. Es scheint sich hierbei tatsächlich – angefangen mit der hl. Elisabeth von Thüringen – um ein folgenreiches, wohl aber auch trauriges Phänomen zu handeln.